Die alte Mama.

Skizze von M. Thiery. Autorisirte Bearbeitung von A. Friedheim.

„Hier ist ein Brief für Sie, Frau Eydet."

„Ach! mein Gott!... aus Paris?"

„Wohl von Ihrem Jean, was?"

Mit zitternder Hand nimmt Frau Eydet den Brief von Postboten in Empfang.

Ohne Brille kann sie nicht mehr lesen. Aber an den starken, dicken Schriftzügen allein weiß sie es schon und freudig und hoch beunruhigt sagt sie:

„Ja, ja! ist von meinem Sohn."

Frau Eydet ist wieder allein in dem kleinen Gärtchen mit den schmalen, von Stachelbeersträuchern eingefaßten Wegen.

Sie war damit beschäftigt gewesen, ein bißchen im Garten nach dem Rechten zusehen.

Es war so warme Frühlingssonne und wenn die Zweige auch noch ganz kahl waren, so fing es doch schon überall an zu treiben. Sogar die ersten Veilchen waren schon heraus und ihr Duft war köstlich.

Die alte Frau hatte sich gerade daran erfreut gehabt: wie doch alles in der Natur wieder erwachte. Aber nun, seit sie den Brief in Händen hat, ist sie beunruhigt.

Wenn nur nichts Unangenehmes in dem Brief steht, den sie zwischen ihren alten verarbeiteten Händen hin und her dreht.

Aber wie kommt sie nur auf solche Gedanken? Seit ihr Sohn die Schule durchgemacht hat und nach Paris gegangen ist, um dort Medezin zu studiren, hat er ihr doch nur Gutes mitgetheilt!

Erst die bestandenen Examen, dann der Doktorgrad.

In all den Jahren war Jean nur selten gekommen. Frau Eydet litt unter der Trennung, aber dem Sohn sagte sie es nicht; das wäre ihm wohl unbequem gewesen, wenn sie so anspruchsvoll gewesen wäre; und in ihren Briefen stand auch nichts davon. Sie hätte auch wohl gar nicht die Worte dafür gefunden: Frau Eydet war ja doch nur eine sosehr einfache beschränkte Frau; wenigstens hielt sie sich dafür, im Vergleich zu dem „Gelehrten", der ihr Sohn geworden war.

Als sie für ihren Jungen ehrgeizige Pläne machte, da hatten die Menschen alles Mögliche geredet... als er dann aber immer der erste gewesen, eine Freistelle auf der Schule erhalten, da hatten die lieben Nachbarn mit ihren Weissagungen, daß nichts aus dem Jungen werden würde, wohl schweigen müssen; nur einige hatten dann gemeint: „Nun, er wird's Ihnen nicht danken."

Frau Eydet hatte dazu nur die Achseln gezuckt.

„Na, ja, ihr Mann, „Vater Eydet", wie er von allen genannt wurde, war ein einfacher Landmann gewesen! Aber wenn er noch lebte, so würde sich der Sohn seiner ebenso wenig schämen wie seiner Mama mit der weißen getollten Haube. Ach, ihr Jean sich ihrer schämen!... Ja rein lächerlich, so etwas zu denken...."

Und dennoch, jedesmal, wenn die alte Frau einen Brief von dem geliebten Sohn bekommt, dann wird ihr so ängstlich, so unruhig, und immer braucht sie erst ein Weilchen, um wieder gleichmäßig heiter ihrer kleinen Wirthschaft nachgehen zu können.

Jean Eydet hat sich in Paris eine Frau genommen.

Und seit seiner Verheirathung schrieb er noch seltener. Er hatte so viel mit all' seinen Kranken zu thun, entschuldigte er sich. Frau Eydet fand das natürlich und wollte auch ihrer Schwiegertochter nicht gram sein. Der Gedanke, daß die junge Frau — die sie nicht kannte—Jean von seiner „alten Mama" fern halten wollte, kam ihr gar nicht. Warum hätte sie das denn auch thun sollen?

Etwas über ein Jahr ist es nun her, daß Frau Eydet die Anzeige von der Verlobung erhalten hat. Die Hochzeit sollte in Paris sein. Und gleich, in seiner Herzensgüte, hatte Jean daran gedacht, seiner Mutter eine Fahrt, die in ihren Jahren doch nur eine große Ermüdung sein könnte, zu ersparen. Lieber wollte er auf ihre Anwesenheit verzichten, so schwer ihm das auch werden würde; aber der Gedanke, daß sie aus all ihren Gewohnheiten herausgerissen, vielleicht krank werden könne und ihn dann die Schuld träfe, das sei noch viel schwerer.

„Na, so ganz schwach bin ich nun doch auch noch nicht, der gute Junge ist zu besorgt", denkt Frau Eydet für sich. Sie hätte ganz gern die Anstrengung der Reise auf sich genommen, um dann mit Stolz am Arme ihres gelehrten Sohnes zu gehen, und er, so denkt die gute, alte Frau, würde doch auch herzlich froh darüber gewesen sein.

Aber ehe sie den guten, zärtlichen Sohn beunruhigt, will sie lieber schweigen, ihren Wunsch und ihrem Bedauern nicht Ausdruck geben, und sie tröstet sich in dem Gedanken, daß, wenn das junge Paar von der Hochzeitsreise heimkehrt, sie zu ihr kommen werden.

Und in der Erwartung dieses Besuches läßt sie im „Saal" die Decken weißen und ihr Zimmer, das Zimmer, in das sie als junge Frau gekommen ist, neu tapezieren. Was macht es ihr aus, wenn sie in ein anderes Zimmer geht; sie freut sich ja, daß sie ihren großen Jungen noch etwas zuliebe thun kann. Leider war aber jemand in der Familie der jungen Frau — Vater oder Mutter, Jean hatte es nicht genau geschrieben — krank geworden, und das Paar hatte in Eile nach Paris zurückkehren müssen. Der Besuch zur alten Mama war also verschoben. „Nun, sie werden ein anderes Mal kommen," hatte sich die alte Frau getröstet und sich keine Thräne erlaubt, was ihr höchst unvernünftig vorgekommen wäre.

Die Krankheit mußte aber doch wohl einen guten Verlauf genommen haben, denn der Doktor hatte keinen Trauerfall berichtet.

Und dann war bald eine Reise gar nicht mehr in Frage gekommen. Die „alte Mama" würde, wie er meldete, Großmutter werden.

Frau Eydet war ins Haus gegangen, suchte ihre Brille und öffnete den Brief.

„Ach, mein Gott! Daß es so bald erwartet würde, davon hatte sie ja gar keine Ahnung gehabt!" Das erhoffte und gefürchtete Ereigniß war gut abgelaufen... ihr Jean hatte einen Sohn! einen Prachtknaben!... und in ihrer Herzensfreude rannen der alten Mama große Thränen über die welken braunen Wangen.

„Der Jean mag mich meinetwegen schelten, aber ich muß mein Enkelkind sehen," das stand nach Empfang des Briefes für Frau Eydet fest und damit der Sohn in seiner übergroßen Fürsorge nicht ein Veto einlege, so brachte Frau Eydet ihren großen Plan heimlich bis zur Reife. Klopfenden Herzens, in freudiger Erregung, wie die alte Frau sich selbst glauben machen wollte, aber vielleicht doch mehr in dem Gedanken des großen Wagnisses, eine solche Reise selbständig zu unternehmen, ging es fort nach Paris.

Ach was! Wenn er sie gesund und rüstig vor sich sehen würde, gar nicht müde von der Fahrt — und sie war auch wirklich nicht müde — dann würde ihr Jean sich doch nur über die Gegenwart seiner alten Mama freuen.

Boulevard Haußmann — ein so schönes Haus, mit breitem Portal und großen Balkons, daß Frau Eydet sich fragt, ob ihr Jean wirklich dort wohnt.

Der Kutscher hat den kleinen Handkoffer von gestreiftem Drill, die gestickte Tasche und einen netzförmigen Beutel, die das Reisegepäck ausmachen, auf das Trottoir gestellt.

Frau Eydet giebt dem Kutscher, was er gefordert hat, und bleibt vor der Thür stehen.

Von seiner Loge aus hat der Portier sie gesehen und kommt heran.

„Zu wem wünschen Sie?"

„Zum Doktor Jean Eydet."

„Ach! Im ersten Stock rechts... aber... wen wollen Sie dort sprechen?"

„Ich bin die Mutter von..."

„So... so... dann gehen Sie nur da hinauf, vom Hof aus, die Hintertreppe rechts," unterbricht der Mann die Sprechende.

Und während Frau Eydet mühsam an ihrem Koffer schleppt und den Aufgang sucht, geht der Portier in seinen Wohnraum zurück und erklärt seiner Frau:

„Es ist die Mutter von der Amme, sieht ganz anständig aus."

In den Küchenregionen ist man gerade beim Frühstück.

„Wünsche recht guten Morgen," sagte die Fremde.

Beim Anblick des dreieckigen Umschlagetuchs und des kleingestreiften Koffers muß ein schnippisches Zimmermädchen sich umwenden, um nicht gerade heraus zu platzen vor Lachen.

„Was wünschen Sie?" fragte die Köchin.

Jetzt hält sich Frau Eydet ganz gerade und würdevoll stellt sie sich vor:

„Ich bin die Mutter von Doktor Eydet."

„Na... das ist aber wirklich nicht übel... fängt die Köchin an.

Aber das Zimmermädchen ist gewitzigter und macht ihr ein Zeichen, daß sie schweigen soll. Ist ja doch alles möglich! Wenn der Herr Doktor vom „Schloß" spricht, in dem seine alte Mutter mit ihrer Dienerschaft lebt, will er vielleicht nur seiner neuen Familie imponiren? Wenn er nun wirklich der Sohn dieser guten Frau mit der getollten weißen Haube wäre?... Die Gnädige würde eine feine Ueberraschung damit haben!

Und ganz erregt und schadenfroh erbietet sich das Hausmädchen, den Besuch zum Herrn Doktor zu führen.

Im Wartezimmer, das Frau Eydet für einen Salon hält, läßt das Mädchen sie allein. Nach kaum einer Minute steht Jean vor ihr.

Die „alte Mama" ist aufgestanden, streckt ihm die Arme entgegen: alles ist vergessen, sie weiß nur noch, daß sie die Freude hat, ihren Jungen wiederzusehen.

„Ja, ich bin's!... ich habe dich überraschen wollen..."

„Aber, was ist denn das?" Der Doktor hat ängstlich die Thür hinter sich geschlossen und während er sich von der Mutter küssen läßt, sagt er leise und ängstlich:

„Aber so etwas thut man doch nicht! Du hättest doch begreifen müssen..."

„Was denn? Was hätte ich denn begreifen müssen?"

„Oh etwas sehr einfaches." Er erklärt es ihr nervös. Er schämt sich ihrer ja nicht..., ganz gewiß nicht, so undankbar ist er nicht..., er wird immer mit Stolz empfinden, daß er ihr Sohn ist! Aber, damit die Eltern des jungen Mädchens, das nun seine Frau ist und eine große Mitgift hat, über seine eigene Armuth fortgesehen, hat er von seiner Mutter ein bischen anders gesprochen... mein Gott... er hat sie mehr als ... als eine feine Dame geschildert... und nun...

Und nun versteht Frau Eydet.

Ja, sie hätte nicht kommen sollen; es war unrecht von ihr, und ihr wird so kalt ums Herz, daß sie nicht weiß, ob sie körperlich oder seelisch leidet. Sie zittert ein bischen... o so wenig, daß der Doktor es nicht einmal sieht. Er meint:

„Es läßt sich ja noch ein Ausweg finden... wenn du mich wirklich liebst, so wird dir ein kleines Opfer für mich nicht schwer werden. Ich führe dich in ein Hotel, da besuche ich dich und bringe meinen Jungen mit. Hier kann ich ja sagen... daß... daß du meine Amme wärest... daß sie sich in der Küche verhört haben... kannst du aus Liebe für mich „ja" zu meinem Vorschlag sagen?"

Ja, gewiß, sie kann es... und nicht nur.

„Ich werde mir rasch Hut und Mantel holen und dann begleite ich dich," sagte Jean mit einem Seufzer größter Erleichterung.

Frau Eydet bleibt allein und da öffnet sich plötzlich eine Thür und durch das Vorzimmer geht eine kraftstrotzende Amme mit bändergeschmückter Haube; in den Armen trägt sie ein Kindchen in Spitzen und Decken gehüllt. Frau Eydet möchte sie heranwinken... sie wagte es nicht... was würde Jena dazu sagen?

„Ach!" sagt da die Amme. „Sie sind die alte Kinderwärterin, die Amme vom Herrn, wie er eben der anädigen Frau erzählt hat? Na, Sie können das Jungchen mal küssen... ist ja doch beinahe, als wenn Sie sozusagen, halb und halb seine Großmutter wären..."

Der Veilchenhut.

Skizze von F. Wilde.

Chiffon, Seide, Blumen. In der aufgebogenen Krempe versteckt die losen lila Veilchensträuße.

Er war ein reines Frühlingsgedicht, dieser Veilchenhut!

Dazu „Pariser Modell, dazu in einem höchst fashionablen Geschäft — alle diese Eigenschaften brachten ihm das höchste Interesse der Damenwelt ein.

Viermal am Tage mußte Kläre vorüber — und viermal sah sie daher diesen Veilchenhut.

Sie hatte sich darin verliebt.

„Ja — wer sich den leisten kann," seufzte sie jedesmal entsagungsvoll.

Dabei ging es ihr immer durch den Sinn — wie sie dieser Veilchenhut wohl kleiden möchte!

Das locker in die Stirn fallende blonde Haar — umrahmt von der lila Chiffonkrempe — die zarte Farbe zu dem zarten Kolorit ihres Teints — entzückend wäre das!

Aber sie schüttelte gleich wieder den Kopf. Das geht ja nicht, ihr ganzes Monatsgehalt müßte sie dran setzen.

In solchen Augenblicken wüthete sie gegen das Schicksal.

Warum konnte sie sich nicht auch mal bewundert sehen, warum nicht auch mal den Neid des ganzen weiblichen Geschlechts herausfordern? — Immer so als Pauvrettchen umherlaufen, hatte sie schon längst satt.

Drei Tage schleppte sie sich mit der Absicht hineinzugehen und zu fragen, was der Hut koste — das verband jedenfalls noch zu nichts.

Der Hut stand immer noch im Fenster. Da faßte sie sich ein Herz und führte ihre Absicht aus.

Kläre nahm eine sehr bestimmte Miene an, als hätte sie über Tausende zu verfügen.

Aber die Verkäuferin kannte das. Sie maß die Gestalt in dem einfachen schwarzen Kostüm mit kritischem Blick und wußte Bescheid.

„Das Pariser Modell meinen Sie?" fragte sie kühl.

„Ja! — Den Veilchenhut."

Sie machte gar keine Anstalten, ihn aus dem Fenster zu holen. „Die nimmt ihn ja doch nicht," dachte sie bei sich.

„Was kostet er?"

„Sechzig Mark," antwortete die Verkäuferin obenthin, als wäre das gar nichts, und blickte Kläre herausfordernd an.

Die zuckte mit keiner Wimper; sie warf den Kopf ein wenig zurück und bat dann: „Ich möchte den Hut mal aprobiren."

Ein fein ironisches Lächeln der Verkäuferin, und mit spitzen Fingern drückte sie den Hut auf Kläres Blondkopf.

Und er saß! Wie saß er?

Da brauchte man nicht zu drehen und zu wenden. Er war wie extra angefertigt zu dem welligen, lockeren Haar, das reich und goldig schimmernd unter der Krempe hervorquoll.

Kläre klopfte das Herz.

Was ihr da aus dem Spiegel entgegenstrahlte, das anmuthige, süße Gesichtchen, was sie denn das selbst? — O — so schön zu sein! Kein Preis schien ihr zu hoch dafür.

Sie beschaute sich nach allen Seiten. En face — Profil — in der Nackenlinie.

Dann sagte sie entschlossen: „Also, ich nehme den Hut."

Die Verkäuferin konnte ihr Erstaunen kaum unterdrücken, aber Kläre zahlte ihr drei Zwanzigmarkstücke großartig an der Kasse.

Gleich vor der Thür stieg sie in die „Elektrische" und fuhr mit ihrem großen, schwarzen Pappkorton selig von dannen.

Der Sonntag war da!

* * *

Freundlich schien die liebe Sonne, und milde, weiche Luft erweckte die schönsten Frühlingsgedanken.

Draußen in den Vororten wimmelte es schon von Spaziergängern. Man freute sich über jede grüne Knospe an Sträuchern und Hecken; über jedes Krokus und Schneeglöckchen, das aus der Erde hervorlugte.— Und dabei fühlte man sich recht unbequem in seiner Winterkleidung.

Kläre hatte das nicht nöthig. Sie trug ihren lila Veilchenhut. Mit welchem Stolz!

Heute wurde sie beneidet! Ach, wie amüsant das war, wenn sich so jeder nach ihr umschaute, nach dem Prachtexemplar von Frühjahrshut!

Einmal hörte sie, wie zwei Herren hinter ihr her sagten:

„Donnerwetter — die sieht schick aus!"

Da lächelte Kläe ihren Begleiter glückselig an.

„Du bist wohl furchtbar stolz heute, Kläre," sagte er und legte seinen Arm in den ihren.

„Gefalle ich dir denn ein bischen?" entgegnete sie kokett."

„Du gefällst mir immer."

„Aber heut besonders —"

„Ach so — um den Veilchenhut! Natürlich, der ist sehr fesch. Kostet wohl auch eine Stange Gold?"

Kläre war sehr großartig geworden im Besitz ihres Kleinods, darum antwortete sie ohne weiteres: „Ja — sechzig Mark!"

„Das finde ich ein bischen happig!"

Sie zuckte die Achseln. „Weshalb kann man nicht auch mal leichtsinnig sein! Man muß nicht immer knausern, Arthur! Das paßt gar nicht mehr in die Welt. Und wenn man sich den ganzen Monat gequält hat, kann man sich auch was leisten."

„Aber mir ist das Ding zu auffallend, Kläre!"

„Ach pfui! — Ich hatte mich so gefreut auf den heutigen Tag, und nun bist du gar nicht nett. Du solltest doch mich anstaunen und denken: Die Kläre ist doch das beste, schönste Mädchen! Ich will sie recht lieb behalten—und.."

„Und?"

„Na — dich endlich mal erklären, so oder so!"

„Davon wollen wir ein andermal reden, Kläre! Heut' habe ich keinen Mumm. Mir ist was in die Krone gefahren!"

„Hab' ich dir was gethan?"

„Laß man! Das geht vorüber. Nachher sind wir Beide noch mal sehr vergnügt — hm?"

„Wollen wir tanzen?" meint Kläre und schmiegt sich in seinen Arm. Dabei denkt sie gleich an ihren Veilchenhut; nun soll er erst zu seinem Recht kommen.

* * *

Kläre ist wieder zu Haus.

Liebevoll verhüllt sie die lila Schönheit und lächelt verträumt vor sich hin.

Es war doch heut ein sehr hübscher Tag gewesen.

Arthur schien zwar ein bischen still und nachdenklich, aber das machte ihr keine Sorge. Schließlich ist es ja auch keine Kleinigkeit, wenn jemand plötzlich vor die Frage gestellt wird: „So — oder so!"

Sie hatte es schon lange gehofft, und es war ihr sehnlichster Wunsch, Arthur's Frau zu werden. Er verdiente auch ein ganz schönes Geld und konnte einen Hausstand gründen, aber er zögerte doch noch immer mit seiner Erklärung. Das machte Kläre verdrießlich. Sie nahm sich vor, dem Glück ein bischen nachzuhelfen.

Der Veilchenhut würde Wunder thun; das war ihre Ueberzeugung, als sie ihn kaufte.

Arthur liebte es zwar nicht, wenn man viel Geld ausgab. Er war selbst schrecklich sparsam. Aber Kläre wußte auch, daß ihre Schönheit ihn besiegen würde.

Und heute Abend hatte sie die feste Ueberzeugung:

Nun dauert es keine acht Tage mehr — dann bist du am Ziel deiner Wünsche.

* * *

Schon am nächsten Tage kam ein Brief von Arthur.

Kläre lächelte stillvergnügt. Sie wußte gleich, was er brachte.

Eine mündliche Erklärung ist ihm also peinlich gewesen — so schrieb er:

„Liebe Kläre!

Sei nicht böse, aber aus uns kann nichts werden. Sieh mal, was soll ich mit einer Frau, die Hüte für sechzig Mark trägt? — Dann bist Du mir auch zu hübsch und zu leichtsinnig. — Meine Frau muß mal ganz einfach und bescheiden sein. Für Dich paßt so'n feiner Mann, daß Du Staat machen kannst. Trage Deinen Veilchenhut noch mit recht viel Vergnügen. Ich bin froh, daß ich ihn nicht mehr zu sehen brauche. Er war mir nämlich gestern in die Krone gestiegen. Arthur."

Kläre ist ganz blaß geworden, sie zittert ordentlich.

Aber dann rafft sie sich energisch zusammen.

„Der dumme, alberne Mensch! Hat ja gar keinen Geschmack!" Damit sucht sie sich zu trösten.

Doch — es will ihr nicht gelingen. Und — es soll noch viel schlimmer kommen!

Denn von diesem Tage an haßt Kläre ihren Veilchenhut.

Aus der Schlacht bei Königgrätz.

Generalfeldmarschall Freiherr von Loe, der als Adjutant Wilhelms I. in dessen unmittelbarer Nähe den böhmischen Feldzug mitmachte, schildert in seinen „Erinnerungen aus meinem Berufsleben" den bekannten kritischen Moment am Nachmittage der Schlacht bei Königgrätz. Er berichtet, wie er von einem Adjutantenritt auf den Roskosberg zurückkehrt, von wo aus der König mit seinem Hauptquartier den Verlauf der Schlacht verfolgt: „Bald darauf sah man eine Batterie, wahrscheinlich von der Divisionsartillerie der 8. Division, über die Bistritz zurückkommen und sich unserer Aufstellung nähern; nicht viel später schlug auch das 6. Ulanen-Regiment denselben Weg rückwärts ein. Den Schluß bildeten nach einiger Zeit Infanterie-Abtheilungen der 8. Division, die den Holawald verlassen hatten. Der Eindruck, den dies auf die um den König versammelten Offiziere machte, war recht ungünstig. Es war vorbereitet und wurde verstärkt durch das Ausbleiben einer jeden bestimmten Nachricht über das Eingreifen der kronprinzlichen Armee, das man schon seit geraumer Zeit erwartete. Der König blieb zwar äußerlich völlig ruhig, wandte sich jedoch an den General von Moltke mit der Frage, welches seine Ansicht über den Stand der Schlacht sei. Die ohne Zögern gegebene Antwort des Generals: „Euer Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug", machte auf die Umstehenden einen tiefen Eindruck und drängte die Besorgnisse zurück, die sich mancher Gemüther bemächtigt haben mochte. Seine zuversichtliche Erklärung begleitete der General mit einem Hinweis auf die weithin sichtbare Höhe von Horenowes, wo man wahrzunehmen glaubte, daß das österreichische Geschützfeuer verstumme; ja man meinte, die rothen Attilas der Gardehusaren neben den beiden historischen Linden auftauchen zu sehen. „Das ist der Kronprinz, der den rechten Flügel der Oesterreicher angreift", fügte der General hinzu. Inzwischen hatte sich das Zurückströmen der Infanterie aus dem Holawalde verstärkt. Auf eine größere Abtheilung, die von einem an Kopf und Arm verwundeten Stabsoffizier geführt wurde, ritt der König zu; er befahl dem Führer Halt und Front machen zu lassen, rief die Offiziere vor und ließ diese, wie auch die Mannschaften mit scharfen Worten an: „Dort ist der Feind, dorthin führen Sie Ihre Leute zurück. Ich bitte mir aus, daß Ihr als brave preußische Soldaten Eure Schuldigkeit thut!" Das Bataillon — es war vom 71. Regiment — trat sofort den Rückmarsch in den Holawald an. In gleicher Weise schickte der König ein über die Bistritz zurückgewichenes Bataillon vom 2. Armeekorps in das Gefecht zurück."

Alterthumsfunde in Metz.

Bei der Niederlegung und Einebnung der sog. Lunette d'Arcon am Bahnhofe zu Metz wurden archäologisch werthvolle Funde von Erd- und Feuerbestattungen aus der Römerzeit um das 3. Jahrhundert n. Chr. gemacht. Unter Anderem fand man hier auf einer in einen Steinsagdeckel eingelassenen Marmortafel die für Metz erste nachchristliche Inschrift. Noch größeres Interesse erregte in Metzer historischen und archäologischen Kreise die Aufdeckung alten Mauerwerks von einem aus dem 12., vielleicht 11. Jahrhundert stammenden Sakraalbau, der zweifellos die Krypta einer großen Kirche war. Die Gelehrten sind sich darüber einig, daß dies die Abteikirche von St. Arnulph war, die einstige erste Grabstätte Ludwigs des Frommen sowie der Prinzessin Hildegard und mehrerer anderer weiblicher Verwandten des Königs. Die Abtei St. Arnulph lag in einem äußeren Stadttheile von Metz Ad Basilicas und wurde vor der Belagerung der Stadt durch Karl V. auf Befehl des Herzogs von Guise mit der ganzen Vorstadt niedergelegt (155). Man mißt dem Funde ähnliche Bedeutung bei, wie der Aufdeckung des großen römischen Amphitheaters, die vor zwei Jahren so großes Aufsehen erregte.

Galgenhumor.

Gauner (zu seinem Vertheidiger): „Machen S' Ihna nix d'raus, Herr Doktor! Sie haben sich nur blamirt, ich aber werd' eing'sperrt!"

Ausgestorben.

Leutnant: „Janz früher, äh' jab's 'mal Werbeoffiziere; jetzt, jänglich ausjestorben; jibt nur noch umworbene."

Resignation.

„Deine Schwester scheint sich endlich darein ergeben zu haben, daß sie keinen Mann kriegt... jetzt feiert sie sogar ab und zu wieder Geburtstag!"

Unterschiede.

Drogist (dem Lehrling die Vorräthe zeigend): „Wir haben also vier Sorten Honig: im ersten Glase ist feinster Bienenhonig, im zweiten reiner Bienenhonig, im dritten Bienenhonig und im vierten — Honig!"

Selbsttäuschung.

„Du glaubst nicht, Mama, wie unmusikalisch unsere heutigen Gäste sind! Ich hab' eben etwas gespielt aus dem „Lohengrin" — und niemand hat's erkannt!"

Ein Optimist.

Mann: „Mit Dir ist es aber doch nicht zum Aushalten! Weißt Du, daß wir uns geheirathet haben, war doch der dümmste Streich in unserem Leben."

Frau: „Na, da hast Du aber 'mal Recht. Ich hab' den Tag auch schon manchmal verwünscht, an dem ich so dumm war."

Mann (erfreut): „Na, Gott sei Dank! Das ist das erste Mal, daß wir übereinstimmen. Weeßte, Käthe, wir wollen nur die Hoffnung nicht verlieren. Ich denke immer, wir werden uns schon noch einander einleben."

Feinfühliger Einbrecher.

Richter: „Angeklagter, Sie sind dabei ertappt worden, als Sie in die Apotheke des Zeugen einzubrechen versuchten?"

Angeklagter: „Ja, aber stehlen wollte ich nicht!"

Richter: „So, was wollten Sie denn?"

Angeklagter: „Ich hatte wüthende Zahnschmerzen und da hilft mir immer Kreosot. Zu Hause hatte ich von dem Zeug aber nichts mehr und den Apotheker wegen einer solchen Kleinigkeit mitten in der Nacht herauszuklingeln genirrte ich mich!"

Berechtiger Einwand.

Sie: „Bist Du schon wieder da? Ich hab' Dir doch gesagt, Du sollst Dich nicht um die Küche kümmern — das ist meine Sache!"

Er: „Ja, ja, aber das Essen ist doch wohl meine Sache!"

Kühn.

Gnädige (zum Küchenmädchen): „Sehen Sie, Marie, Sie sind eine recht liederliche Person, erst heute Nacht hat mir wieder geträumt, daß Sie zwei Töpfe zerbrochen haben!"

Aus der Instruktionsstunde.

„Müller, was thun Sie zunächst, wenn in der Kaserne Nachts Großfeuer ausbricht?"

„Ich zünde die Windlaternen an!"

„Na, es ist aber doch hell durch den Feuerschein!?"

„Das schon — aber das Feuer könnt' ausgeh'n!"

Auffallend.

Kassier (der eben mit dem Kassasturz zu Ende gekommen ist): „Auf 'n Tupf'n stimmt's.

Kassakontrolleur: „Na, wo wird denn da der Fehler liegen?"

Bitter.

„Haben Sie gesehen, welch' häßliches Frauenzimmer der junge Maier geheirathet?"

„Jawohl — der war eben auf dem Geschmack seiner Gläubiger angewiesen!"

Im Theater.

A. (aufwachend, zu seinem Nachbar): „Ist das schon der zweite Akt, mein Herr?"

B.: „Jawahl!"

A.: „So ein Pech: da habe ich ja die schöne Pause verschlafen!"

Im Eisenbahncoupe.

„Sagen Sie, Fräulein, warum schaut denn der Kater auf Ihrem Schooß gar so entsetzt um sich?"

„Weil er mit einem Hundebillet fahren muß!"

Immer derselbe.

Sie: „Denke Dir nur, die neue Köchin ist erst 2½ Stunden im Haus und hat schon drei Teller zerschlagen!"

Er (Professor der Mathematik): „Das macht also täglich, den Tag zu 12 Stunden gerechnet, 14 zwei Fünftel Teller mal 365 gleich 5256 Teller pro Jahr. Das dürfte für unsere Verhältnisse zu viel sein."

Ein hartnäckiger Gauner.

Richter: „Sie mußten doch mit den Oertlichkeiten in der Wohnung des Zahnarztes ganz vertraut sein?"

Dieb: „Ja freilich. Ich ließ mir eben so oft einen Zahn reißen, bis ich sie ganz genau kannte!"

Ein Menschenfreund.

Weireisender: „Zu dem Wirth droben in dem Unterkunftshaus geh' ich um keinen Preis mehr — das ist mir zu gefährlich!"

Chef: „Beruhigen Sie sich — ich gebe Ihnen einen unzerbrechlichen Musterkoffer mit!"

Fixigkeit.

Richter: „Die Streitigkeiten zwischen Ihnen und dem Zwiebelbauer entspannen sich wohl sehr schnell?"

Zeuge: „Und ob! Um zehn Uhr hat er „Lump" zu mir g'sagt, und um halb elf waren wir schon alle zwei verbunden!"